

Staatstheater Stuttgart Stramme Tänzer

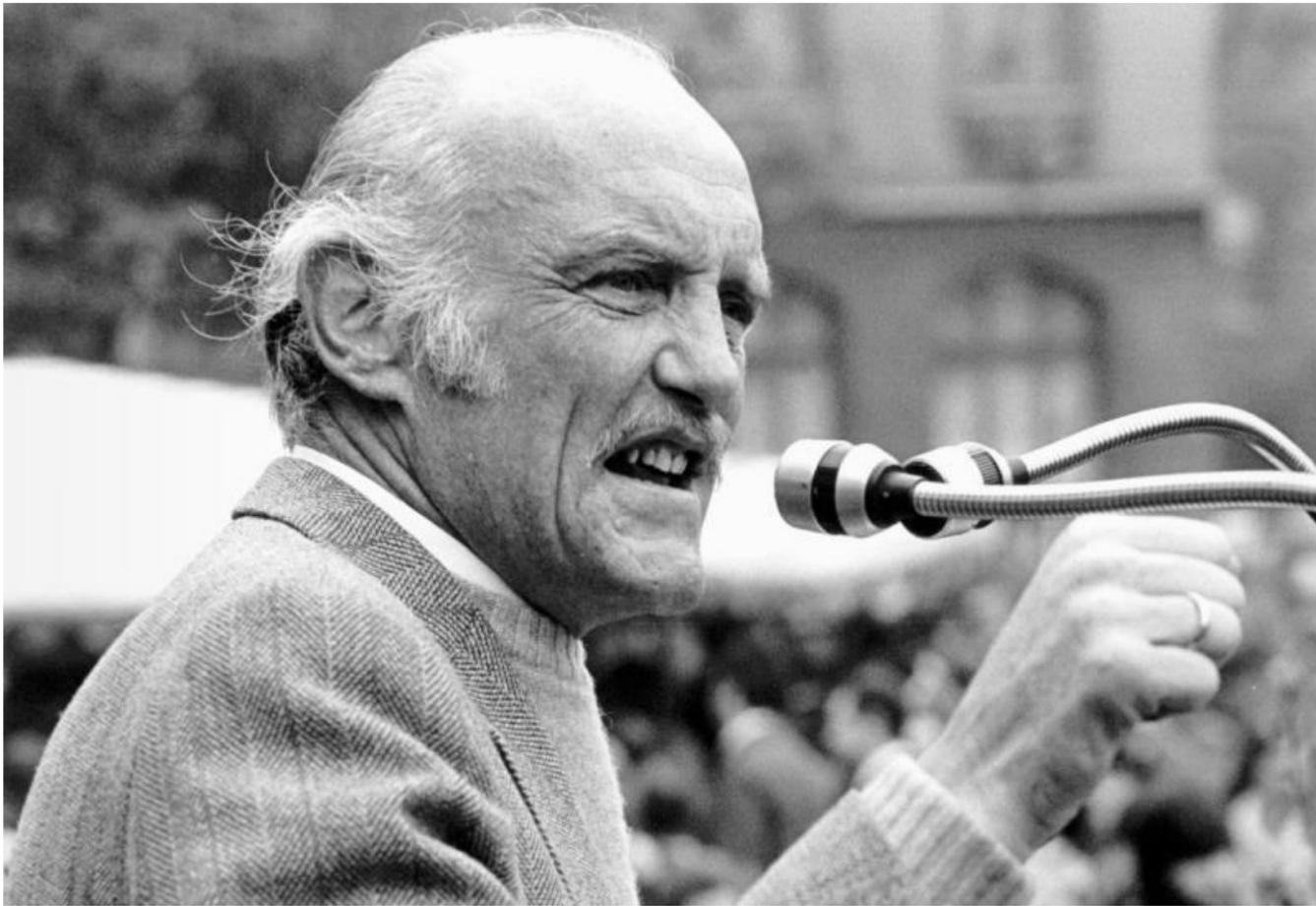
Von Maximilian Schäffer

Mit der Kunstszenen – per Tradition ziemlich queer und international – hat sich die AfD Baden-Württemberg noch nicht abgefunden. Rainer Balzer, ehemaliger Ingenieur und Hochschuldozent, sowie Klaus Dürr, ehemaliger Industriekaufmann und IT-Experte, scheint Multikulti in bunten Fummeln ein Dorn im Auge. Die beiden »Fachmänner« ihrer Fraktion, per Selbstverständnis verantwortlich für die schönen Künste, stellten am 7. Juni 2019 eine Kleine Anfrage im Landtag zu Stuttgart. Es sind sechs Fragen, von denen die Hälfte recht harmlos nach der Masse an »Ballett-Companien«, »Orchestern« und »Opernstudios« im Bundesland fragt. Doch zu jeder Auflistungsaufforderung gesellt sich noch ein verstörender Zusatz. Das liest sich so: »Welche Staatsangehörigkeiten haben die in Baden-Württemberg an staatlichen Theatern beschäftigten Tänzerinnen und Tänzer und wo haben sie ihre Ausbildung erhalten?«

Die Frage könnte auch heißen: »Wie viele Ausländer tanzen auf den Bühnen des schwäbischen Steuerzahlers und was koscht des?« – heißt sie aber nicht. Solche Fragen stellt die AfD nicht, aber sie impliziert sie bei denkenden Menschen, durch strengen Stallgeruch von rechts außen. Schließlich gibt sich beispielsweise Balzer im Internet als Beklatscher von Marine Le Pen und Viktor Orbán, auf Facebook solidarisiert er sich zudem mit HC Strache, den er als armes »Opfer einer Kampagne« sieht. Der Mann glänzt mit volksnahen Fragen wie: »Warum hat eigentlich noch kein Meinungsforschungsinstitut die Deutschen befragt, ob sie in direkter Nachbarschaft ein Flüchtlingsheim haben wollen?« Balzer zielt mit seiner Anfrage zur Ausländerdichte im Kulturbetrieb laut eigenen Worten in der »Stuttgarter Zeitung« auf eine »Einschätzung der Qualität der eigenen Nachwuchskünstler im internationalen Vergleich«. Was diese Qualitätseinschätzung bringen soll und wer diese vornimmt, vielleicht der Ingenieur selbst oder sein Kollege, der Computermanager – man weiß es nicht.

Zu Recht regt sich Empörung oder mindestens Unverständnis. Der Intendant der Württembergischen Staatstheater, Mark-Oliver Hendriks, sieht sich und sein Publikum nicht in völkischer Pflicht und identitärem Willen. Das Ministerium für Wirtschaft, Forschung und Kunst muss allerdings den Rechten der Mitglieder des Landtags Folge leisten und lässt nun, unter großem finanziellen wie personellen Aufwand, die Listen anfertigen. Man weiß dann endlich, wer wie deutsch ist und wo er wie deutsche Sachen für deutsche Bühnen gelernt hat. Für Samstag, den 29. Juni um 14 Uhr ist bereits eine Demonstration gegen die Migrantenzählung vor der Stuttgarter Oper angekündigt.

Was die AfD – außer dem von ihr offensichtlich so innigst herbeigewünschten deutschen Volkzorn – mit dieser Aktion bezweckt, bleibt schleierhaft. Ob die Antragsteller einst selbst nicht an der Kunstakademie angenommen wurden oder einfach lieber Verdi mit konsequentem deutschem Akzent hören, französische Folklore gern mit rollendem »R«, ob sie lieber mit Schuhcreme als Schwarze dekorierte Weisse in heiteren Operetten der 30er-Jahre sehen, das ist reine Spekulation. Es geht bestimmt wieder um irgendeine Gerechtigkeit, die sich nur durch eine Staatsangehörigkeit lösen lässt: Das Deutschein allein rückt dem Rechtsradikalen sämtliche Ästhetik ins Wohlgefallen.



Jochen Steffen konnte sehr kämpferisch sein: Auf der 1.-Mai-Kundgebung 1974 in Recklinghausen

Foto: agk

Ein Erinnerungsband über den SPD-Linken Jochen Steffen könnte etwas spannender sein

Schon 1980 ausgetreten

Von Fritz Tietz

Bestimmte Lebensmittel lösen bei dem schleswig-holsteinischen Journalisten, Politiker und Kabarettisten Jochen Steffen (1922–1987) schon als er noch ein Kind war Brechreiz aus. Senf etwa, den der Sozialdemokrat, obwohl »Wurstesser«, deshalb zeitweilig meidet. »Sein Vater Karl war ihm dabei Vorbild«, erinnert sich Steffens Sohn Jens-Peter, denn auch »dieser ekelte sich«, zum Beispiel vor »damals noch rot eingefärbten dänischen Hot Dogs (»Eselswurst«) und Krabben«, und das dermaßen, »dass bereits die Erwähnung ihm das Blut aus dem Gesicht und ihn selbst zur Toilette trieb«. Auch Mutter Else wusste einmal die weit über einen normalen »Basis-Ekel« hinausgehenden Abneigungen ihres Sprößlings zu optimieren, indem sie während eines gemeinsamen Besuchs bei einer in ärmlich-muffigen Verhältnissen lebenden Tante von dem kleinen Jochen verlangte, ihren »ihn abstoßenden Billig-Kuchen« trotzdem »lecker zu finden«. Die Folge: »Er übergibt sich auf dem Plumpsklo und bleibt nach dem Besuch drei Tage im Bett.«

Solche lebendig anschaulichen Details sind leider nur rar gesät in Jens-Peter Steffens Biografie seines Vaters. Vielleicht wäre man sonst dem Autor »beim Aufspüren des Menschen Jochen Steffen« und auch dem Sohn in seinem Ringen »um Abstand zum eigenen Vaterbild« etwas bereitwilliger gefolgt. Vielleicht auch, wenn man sich nicht ständig durch Sätze wie diesen hätte quälen müssen: »Diese Beurteilungskategorien erscheinen mir relevanter für die Person und das Wirken Jochen Steffens, als erneut im Sinne einer verbreiteten Karrierevorstellung von immer höher und immer mehr zu urteilen, ob er scheiterte oder letztlich vor den Bedingungen resignierte.« Der Eindruck, dass hier möglicherweise ein Lektor hätte rettend eingreifen können, täuscht. Eher muss man, erst recht nach etlichen weiteren solcher Satzungen, konstatieren, dass da einer einfach nicht anders kann, als leseunfreundlich zu formulieren.

Erschienen ist sein Textmonster in einem seinem Vater gewidmeten Erinnerungsband. »Jochen Steffen – ein politisches Leben« so der Titel des von

Jens-Peter mit herausgegebenen und über 700 Seiten fetten Ziegels, der neben seinem und mit Abstand buchstabenreichsten, einige weitere Beiträge von Zeitzeuginnen und Weggefährten enthält über den »roten Jochen«, als der der »Spezialdemokrat« (Jochen Steffen über sich) nicht nur wegen seiner rötlich schimmernden Haare einst bundesweit bekannt war. Obwohl überwiegend im schleswig-holsteinischen Landesverband seiner Partei und in verschiedenen parlamentarischen Funktionen im Kieler Landtag tätig, galt Steffen in der BRD der 1960er und 1970er Jahren als eine der politisch markantesten Persönlichkeiten.

Als marxistisch geschulter Theoretiker wusste er selbst in der, gemessen am heutigen Elend, schier unvorstellbar linken SPD stark zu polarisieren. Nach zwei von ihm angeführten und verlorenen Landtagswahlkämpfen warf er die Brocken ab 1971 Amt für Amt hin. 1980 verließ er gar die SPD. Sie war ihm – damals schon – zu kapitalismusfreundlich geworden.

Im Gegensatz zu den Kohorten der heute tonangebenden Generationen »Golf« beziehungsweise »X« und der nachgeborenen Millennials, denen der Name Jochen Steffen mehrheitlich nichts bis gar nichts sagen dürfte, war er mir als 1958 geborenem Babyboomer schon im frühen Schulalter geläufig. Ein Verdienst meines Vaters, dem von der Roten Armee aus Ostpreußen Verjagten, der nun als Berufsvertriebener in Ostwestfalen hockte und als unbelehrbarer Revanchist den Verlust der von ihm Heimat genannten »Ostgebiete« betrauerte. Ihm galt der SPD-Linksaußen Steffen gleich nach dessen Führungskadern und Genossen Willy Brandt (»Der feine Herr Frahm«), Herbert Wehner (»Fünfte Kolonne Moskaus«) und dem »Ostgrenzenverräter« Egon Bahr als »mit der schlimmste von diesen linken Brüdern«.

Wann immer der Name Steffen in der Zeitung stand oder dieser »seine blöde Presse« im Radio aufmachte, wünschte ihn mein Vater mit der allergrößten Inbrunst zur Hölle. Umso trauriger, dass es dann ausgerechnet die Partei Steffens war, die während der Kanzlerschaft Willy Brandts mit ihrer fortschrittlichen, vom demokratischen Aufbruch der 68er ge-

tragen Sozialpolitik meinem Vater und meiner Mutter trotz fünffacher Elternschaft und recht unstenen Arbeitsbiografien zu den allerauskömmlichsten Renten verhalf. Unter den heutigen Verhältnissen würden sie davon nicht mal mehr träumen können.

Jochen Steffen indes musste nach dem Ausstieg aus der Berufspolitik erhebliche finanzielle Einbußen hinnehmen, die allein mit den Honoraren aus seiner journalistischen Arbeit für ein Flensburger Wochenblatt und eine Kieler Tageszeitung nicht zu kompensieren waren. Auch die Gagen für seine mitunter recht prominenten Auftritte als Satiriker und Kabarettist halfen ihm in dieser prekären Lebensphase wenig. Dazu kamen die gesundheitlichen Probleme einer »Stresskrankheit«, die »sich immer öfters in depressiven Schüben und

Wann immer der Name Steffen in der Zeitung stand oder dieser »seine blöde Presse« im Radio aufmachte, wünschte ihn mein Vater mit der allergrößten Inbrunst zur Hölle.

Aggressionen« äuferten. Die knappen Andeutungen seines Sohnes von Gesprächen »mit einem angetrunkenen depressiven Vater, der immer wieder seine Existenzängste ausbreitet und mich damit völlig überfordert«, lassen zumindest erahnen, was da los war.

Dabei hatte die Stress-Sauferei durchaus auch für heitere Momente im Leben Jochen Steffens gesorgt – jedenfalls aus Sicht heutiger Leserinnen eines Berichts von einer Wahlkampfveranstaltung 1971 in Kiel. Da habe Willy Brandt von einem Balkon aus eine empathische Rede gehalten, sei aber nach diversen Terminen vor-

ab schon so angeschickert gewesen, dass der hinter ihm stehende Steffen befürchtete, Brandt könne über die Brüstung kippen. »So hält er ihn während der gesamten Rede an seinem Jackenschoß fest.« Dass Jochen Steffen zumindest wirtschaftlich nicht kippte, hat er letztlich Rudolf Augstein zu verdanken, der dem gelernten Redakteur Steffen durch die Beauftragung einiger »Spiegel«-Essays und ab 1973 mit monatlichen Zuwendungen über die größten finanziellen Engpässe hinweghalf. Die Auszüge aus einem Dankesbrief Steffens an Augstein gehören zu der eindringlichsten, weil anrührendsten Passage in den, wie schon erwähnt, mit Emotionen und biografischen Details leider zu knapp getränkten Ausführungen seines Sohns.

Gern hätte man auch noch etwas mehr über einen Jochen Steffen erfahren, der in seiner Jugend »als weniger Fußballer gilt, oftmals hart spielt und ein Foulspiel gegen sich theatralisch moniert«. Oder über einen, der als Gymnasiast auf dem Weg zur Kieler Tanzschule Gemind auf der Holtener Straße derart ausrutscht, dass ihm »wegen seines verdreckten Zustands ... der Zugang zur Tanzschule verwehrt« wird.

Immerhin wird ein Autounfall von 1972 mit dem »Citroën Pallas Athene mit Ledersitzen« – für Jochen Steffens Frau Ilse »das schönste ihrer vielen Autos« – dramatisch geschildert: »Ilse stoppt an einer Kreuzung, auf der Straßenbahnschienen liegen. Jochen ist ... erregt und schreit, »fahr doch, fahr doch! Ilse wendet ... vor eine von hinten kommende Straßenbahn, mit einem Kick-down versucht sie dem klingenden Ungetüm zu entkommen, doch die Bahn trifft den Wagen am Heck ... Jochen ist nicht angeschnallt, noch gibt es keine Gurtpflicht. Er wird ... aus dem Sitz gehoben ... an das Armaturenbrett geschleudert. Der Aufprall bricht ihm mehrere Rippen, während Ilse mit einem leichten Schock davonkommt. Im Kofferraum des Citroën gehen eine Palette Landeier und marokkanische Wolle eine nicht wieder zu trennende Verbindung ein.«

Uwe Danker/Jens-Peter Steffen (Hg.): Jochen Steffen – Ein politisches Leben. Gesellschaft für Politik und Bildung Schleswig-Holstein, 736 S., br., 39,80 €.

»Die reichen Nationen werden nicht reich bleiben, wenn die Armenhäuser der Menschheit wachsen.«

Willy Brandt, 1976

»Gelobt sei Gott« Schuld und Unschuld

Der französische Berlinale-Spielfilm »Grâce à Dieu« (»Gelobt sei Gott«) darf auch künftig vertrieben werden und beispielsweise auf DVD erscheinen. Ein Pariser Gericht lehnte am Mittwoch einen Berufungsantrag eines französischen Priesters ab, wie die Nachrichtenagentur AFP in Berufung auf Angaben des Anwalts meldete. Der Priester hatte durch die Verbreitung des Films die Unschuldsumutung für seinen Fall gefährdet gesehen. Das Gericht hat nun entschieden, dass ein entsprechender Hinweis, der am Ende des Films an das Prinzip der Unschuldsumutung erinnert, ausreichend sei.

In »Grâce à Dieu« geht es darum, wie mehrere Menschen öffentlich machen, dass sie als Kinder von einem Priester missbraucht wurden. Der beschuldigte Priester, der noch nicht rechtskräftig verurteilt wurde, wollte die künftigen Aufführungen und den Vertrieb verhindern, was ihm die Justiz verweigerte. *dpa/nd*

Max Wright gestorben Ein Mann für Gerechtigkeit

Er war vor allem als Vater Willie Tanner in der US-Serie »Alf« bekannt geworden – jetzt ist der US-Schauspieler Max Wright im Alter von 75 Jahren gestorben. Er hatte seit den 1990er Jahren gegen eine Krebserkrankung gekämpft. Wright spielte auch in Filmen wie »Hinter dem Rampenlicht« (1979), »Reds – Ein Mann kämpft für Gerechtigkeit« (1981) und »Soul Man« (1986). In einigen Folgen der US-Serie »Friends« war Wright als Besitzer des Cafés Central Perk zu sehen. *dpa/nd*

ANZEIGE

DISPUT
JULI 2019 2 EURD

Bremen
Bemerkenswerte
Wahlergebnisse

Rente
Ungerechtigkeiten
durch Besteuerung

Ausverkauf stoppen
LINKE schützt ost-
deutsche Ackerflächen

JETZT ABONNIEREN
Bestellungen an:
Parteiverband DIE LINKE
Kleine Alexandersstraße 28
10178 Berlin
E-Mail: disput@die-linke.de
Telefon: 030/2409946
www.die-linke.de/disput

DIE LINKE.